

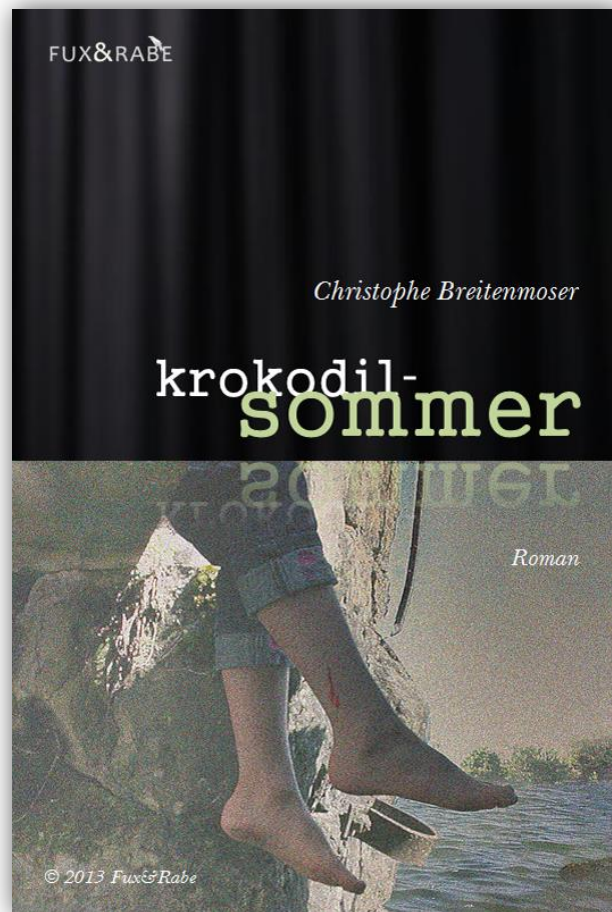


FUX&RABE

Buch & Text

Postfach 7161 • CH-2500 Biel 7

+41 79 236 86 84 • hallo@fuxundrabe.ch • www.fuxundrabe.ch



Lüge und Wahrheit
Sind zwei stumme Gegnerinnen,
Während zwischen der Frage
Und der Verschwiegenheit
Ein erbitterter Kampf tobt.

Möge die Bessere gewinnen.

Die Geschichte

Es war ein seltsamer Sommer. In jeder Hinsicht. Ein Sommer, den wir so nicht erwartet hatten und den wir nie mehr vergessen würden. Es war der Sommer ohne Regen, der Sommer mit den Millionen Mücken, die es auf das frische Blut unter unseren dünnen Häuten abgesehen hatten, der Sommer, als die kleine Emilie auf mysteriöse Weise verschwand, der Sommer, in dem ich es mit den schlimmsten Zahnschmerzen meines Lebens zu tun hatte, der Sommer, als plötzlich dieses Krokodil im See auftauchte, wo es eigentlich nicht hätte sein dürfen... Aber vor allem war es der Sommer, in dem wir unseren Freund retteten.

Dieser Sommer würde mich mein Leben lang verfolgen. Mit seiner ganzen Leichtigkeit und Last, die wir uns in den Wochen, die vor uns lagen wie in der Sonne schlafende Hunde, noch schaffen würden. Du, meine geliebte Marie, Carl, Frédéric und ich, Paul Larguier.



Marie Sévère, Paul Larguier, Carl Lacroix und Frédéric Borzyszkowski. Vier Sechzehnjährige inmitten eines mörderisch heißen Sommers neunzehnhundertsechundsiebzig. Ein alter Bootssteg – ein einsamer, fast verwunschener Ort, an dem sie sich jeden Tag treffen, reden, dösen, träumen und sich zwischendurch an einem lädierten Kahn zu schaffen machen.

Zur selben Zeit ereignen sich zwei außergewöhnliche Dinge in der Stadt: Die kleine Emilie verschwindet spurlos, und ein kleinwüchsiger, alter Mann erstattet bei der Polizei Anzeige wegen eines Krokodils, das aus seinem Wohnwagen entwichen und im See verschwunden sei. Commissaire Berger nimmt sich der Fälle an und kommt je länger, je mehr zum Schluss, dass die Kleine wohl in den See und besagtem Krokodil zum Opfer gefallen sei.

Fritz, so der Name des kleinwüchsigen Mannes, schließt mit den vier Jugendlichen Freundschaft und macht, wann immer sich ihm die Gelegenheit bietet, bei ihnen am Steg Halt. Nach und nach erzählt er ihnen seine ganze Lebensgeschichte – wie er sich als Jude vor den Nazis verbergen musste, wie er zur Wehrmacht eingezogen wurde, wie er während des Afrikafeldzugs einen Offizier erschlug, wie er zu Eva, seinem Krokodil, kam und von seiner abenteuerlichen Reise zurück nach Europa.

So und nicht anders hätte der Sommer vergehen können, wäre da nicht Louis Lacroix, Carls Vater, gewesen. Ein despotischer Führer einer zweifelhaften Sekte, der seine Familie bis aufs Blut terrorisierte. Nicht selten, dass Carl für nichts und wieder nichts Schläge einsteckte, und als er ihn eines

Tages halb tot prügelt, ist es Marie, die ihre Freunde mit dem Plan überrascht, den alten Larguier des Mordes an der kleinen Emilie zu bezichtigen. Sie würden aussagen, sie hätten gesehen, wie er sie umgebracht und in den See geworfen habe. Commissaire Berger, der jeden Tag bei Mariens Eltern im Restaurant zu Mittag isst, sei inzwischen ohnehin davon überzeugt, dass das Krokodil die Kleine gefressen habe.

Ein perfekter Plan, der auch gelingt. Ein Plan, in dem Lügen zur Wahrheit werden und sich die Wahrheit (scheinbar) im Nichts auflöst.

Ort der Handlung

„Ville. So nannten wir unsere kleine Stadt. Obwohl sie eigentlich ganz anders hieß. Aber weil es weit und breit der einzige Ort war, den man als ‚Stadt‘ bezeichnen konnte, nannten wir ihn halt so. Und zwar alle, ausnahmslos, vom Bürgermeister bis zum Straßenkehrer. Seit ich denken konnte.“

Hinter dem, was der erzählende Protagonist hier beschreibt, verbirgt sich für den aufmerksamen und ortskundigen Leser nichts anderes als Biel-Bienne, die zweisprachige Stadt auf der Schwelle zwischen der deutschen und französischen Schweiz. Obwohl der Autor die Schauplätze leicht verändert hat – zum Beispiel ist der traditionsbeladene kleine Bootsverleih, den es noch heute gibt, verlassen und verwildert –, lässt sich doch noch leicht erahnen, dass der Hauptstrang der Geschichte rund um das Bieler Hafengebiet angesiedelt ist.

Auszug

Kapitel 5 Blut und Helden

Der nächste Tag war ein Dienstag. Nicht, dass das von Wichtigkeit gewesen wäre, denn es hätte sich an irgendeinem Tag zutragen können. Aber nun war's eben ein Dienstag und ich denke, dass das der Grund dafür ist, dass mir dieser Tag noch heute, fast zwanzig Jahre danach, irgendwie seltsam unter die Haut geht. Ich wache morgens auf und denke: Oh, schon wieder Dienstag! Und wie immer an diesem Tag erwarte ich außergewöhnliche Dinge. Aber abgesehen von diesem Dienstag im Sommer sechundsiebzig ist genau an diesem Wochentag nie wieder etwas Besonderes passiert. Und ich glaube auch nicht, dass sich das noch ändern wird.

Du hast damit angefangen. Einfach so, ohne jede Vorwarnung, aus heiterem Himmel. Als ob dieser Sommer nicht schon seltsam genug gewesen wäre. Und die Geschichte, die du uns erzähltest, meine liebe Marie, war so unglaublich, so ungeheuerlich, so echt, dass... Aber ich will von vorne beginnen.

Während des Nachmittags hatte sich träge Langeweile über den See, unseren Steg und unsere heißen Körper geschlichen. Einem Hund gleich lag ich in der prallen Sonne, hatte Arme und Beine weit von mir gestreckt, und keine zehn Pferde hätten es geschafft, mich auch nur einen Zentimeter zu bewegen. Meine Gedanken schwirrten von hier nach da, genauso wie die Mücken, vor denen ich kapitulierte und mich ihnen gleichgültig zum Fraß hingeworfen hatte. Mein Zahn tat höllisch weh, und trotzdem war es nicht das, was mich am meisten beschäftigte, sondern Fritz und seine verrückte Geschichte, die er uns tags zuvor erzählt hatte.

Nazis! Es war das erste Mal gewesen, dass ich etwas über jene Zeit von jemandem erfahren hatte, der wirklich und leibhaftig mit ihnen zu tun gehabt hatte. Meine Eltern hatten das Ganze ja nur aus der Ferne miterlebt, und natürlich hatten wir in der Schule darüber gesprochen. Aber das waren irgendwie nur Geschichten gewesen. Wie viel anders war es, all das von jemandem zu hören, der mitten drin gewesen war. Fritz war für mich der erste lebende Beweis dafür, dass diese Zeit wirklich stattgefunden hatte und mehr war als nur ein dunkles Kapitel in einem Geschichtsbuch.

„Würdet ihr mir bei was helfen?“

Deine Frage war so beiläufig, so harmlos, so natürlich. Und genauso natürlich war unsere Antwort: Klar! Klar würden wir dir helfen. Wir waren ja Freunde. Und Freunde helfen sich immer.

„Mmh.“

Mehr schlafend als wachend hatte ich deine Frage wahrgenommen und für uns alle beantwortet. Von Carl und Fred war nichts zu hören. Wahrscheinlich waren sie vollends in der Hitze erstickt oder einfach zu faul, um auch nur den kleinsten Laut von sich zu geben.

„Und wobei?“ nuschelte ich aus meiner zerquetschten Wange, die schwer auf meinen Armen lag.

„Ich muss Mams und Paps begraben.“

Du hättest gerade so gut sagen können, du müsstest dein Zimmer aufräumen oder einkaufen gehen oder an deinem Fahrrad einen Platten reparieren... Es hätte sich wahrscheinlich genau gleich angehört.

„Was musst du?“

Noch immer lag ich da und hatte mich keinen Zoll bewegt. Aber ich war schlagartig hellwach geworden. Ich fragte mich, ob ich wirklich das gehört hatte, was ich meinte, gehört zu haben.

„Mams und Paps sind tot. Ich muss sie begraben. Und das schaffe ich nicht alleine.“

Jetzt erst richtete ich mich auf und sah, dass auch Carl und Fred zum Rand des Stegs starteten, wo du versuchtest, mit deiner großen Zehe die Wasseroberfläche zu berühren. Du musstest dich richtig strecken und dich mit deinen zarten Händen an den morschen Planken festklammern, um nicht abzurutschen. So sehr hast du dich dabei angestrengt, dass du dir beinahe die Zunge abgebissen hast.

„Sag das nochmals!“ hab ich dir befohlen.

„Herrgott! Rede ich Chinesisch oder was?! Mams und Paps sind tot. Ich hab sie letzte Nacht umgebracht. Und jetzt liegen sie in ihrem Bett und ich weiß ich nicht, was ich mit ihnen tun soll.“

Ich glaube, es war die Gleichgültigkeit, die Kaltblütigkeit in deiner Stimme, die Tatsache, dass du dich einfach weiter darum bemühtest, deine Zehe ins Wasser zu tauchen, die Carl, Fred und mich auf einen Schlag überzeugte, dass das, was du sagtest, die Wahrheit war.

„Mit so was scherzt man nicht!“ machte Fred einen letzten verzweifelten Versuch.

„Das ist kein Scherz“, sagtest du mit angestrenzter Stimme, denn deine Zehe war höchstens noch einen Zentimeter vom Wasser entfernt, und es sah aus, als würdest du gleich abrutschen und in die trübe Brühe fallen.

„Hör endlich auf damit und setz dich auf deinen Hintern, verdammt noch mal!“

Da bist du richtig erschrocken. Du hast dich hingeworfen und mich mit deinen großen braunen Augen entsetzt angestarrt. Aber glaube mir, mein Schatz, auch ich bin erschrocken, und in Gedanken habe ich mir in jenem Moment geschworen, dass dies das erste und letzte Mal gewesen sein sollte, dass ich dich so angeschrien habe. Aber was du da sagtest war so ungeheuerlich, so furchtbar! Noch nie zuvor hatte mich eine solche Angst gepackt. Noch nie hatte ich mich so hilflos gefühlt. Dass ich dir helfen würde, war ja klar. Nur wie? Wie sollten wir vier – fast noch Kinder – mit zwei Leichen fertig werden? Wo sollten wir sie hinbringen? Man würde sie suchen. Die Polizei würde kommen und dir – uns! – Fragen stellen. Ich würde dich beschützen müssen. Aber ich hatte Angst, dass ich das nicht schaffen würde. Ich hatte Angst um dich. Angst, dich zu verlieren. Glaube mir, dieser Gedanke brachte mich an den Rand der Verzweiflung. Brachte mich derart durcheinander, dass ich vergaß zu fragen, *warum* du das getan hattest. Aber zum Glück war Fred noch ein wenig klarer im Kopf, denn während Carl und ich schwiegen, nahm er dich ins Verhör.

„Und warum solltest du das getan haben?“ fragte er.

Da hast du dich zu uns umgedreht und uns kurz angeschaut. Dann hast du deinen Blick wieder gesenkt und den Kopf geschüttelt.

„Komm schon! Du kannst hier nicht einfach aufkreuzen, uns erzählen, du hättest deine Alten abgemurkst und uns dann nicht sagen wollen, warum.“ Fred war sichtlich verärgert.

„Mein Paps... Er... Er hat versucht, mich...“

„Dich was?“

„Muss ich's wirklich aussprechen? Könnt ihr's euch nicht einfach denken?“

Nein, konnten wir nicht! Wollten wir nicht. Ich glaube, jeder von uns hatte verstanden, was du uns da sagen wolltest. Aber die Vorstellung, dass dein Paps, der herzengute Monsieur Sévère...

„Und wann soll er das getan haben?“ Fred gab nicht nach.

„Gestern Abend. Mams war nicht da. Wir waren allein in der Küche, da hat er mich...“ Deine Stimme erstickte in einem Schlucken.

„Und was hast du gemacht?“

„Zuerst habe ich gar nicht verstanden, was vorging. Erst als er mich küssen wollte, versteht ihr, *richtig* küssen... Da hab ich mich von ihm losgerissen und ihn ins Gesicht geschlagen. Und dann war plötzlich draußen auf dem Kiesplatz Mams' Wagen zu hören. Es blieb ihm gerade noch so viel Zeit, mir zu drohen: Wenn ich ihr etwas sagen würde, dann...“

„Und? Hast du ihr was gesagt?“ wollte Fred wissen.

„Bist du wahnsinnig?! Wie stellst du dir das vor? Entschuldigung Mams, aber Paps wollte mir gerade an die Wäsche? Oder was?“

„Ich mein' ja nur. Wär' bestimmt weniger schlimm gewesen als einfach beide umzubringen... Ja, warum eigentlich? Warum beide? Deine Mutter hat dir ja nichts getan.“

„Nein, so einfach ist das nicht! In meinem Kopf ging es drunter und drüber. Das könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Die halbe Nacht bin ich auf dem Bett gelegen und hab geheult. Ich war verzweifelt, versteht ihr? So verzweifelt, dass ich irgendwie den Verstand verloren habe. Plötzlich war er einfach da. Dieser schreckliche Gedanke, der mich nicht mehr losließ. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto sicherer war ich mir, dass dies der einzige Ausweg war. Paps musste sterben für das, was er getan hatte, und Mams, damit sie es nie erfahren müsste. Weiter denken konnte ich nicht mehr.“

Da hab ich dann eben gewartet, bis ich mir sicher war, dass beide schliefen. Immer wieder hab ich leise die Tür geöffnet und über den Flur gehorcht. Und als ich Paps endlich schnarchen hörte, gab es kein Zurück mehr. Es war, als hätte ich eine Schwelle überschritten, hinter der es nur noch vorwärts und geradeaus ging. Ich schlich hinunter in die Küche, nahm das große Messer, mit dem Mams an Weihnachten immer die Gans in Stücke schneidet, und ging nach oben. Langsam drückte ich die Klinke ihrer Schlafzimmertür, öffnete sie erst nur einen Spalt und horchte vorsichtig, bevor ich ganz hinein ging. Außer Paps' Schnarchen war nichts zu hören. Beide schliefen tief und fest, und beide lagen auf dem Rücken. Komisch, in diesem Moment hab ich nur gedacht, dass das die Sache einfacher machen würde. Paps machte mit seinem Schnarchen so einen Heidenkrach (da lachtest du sogar ein bisschen), dass ich mir dachte, es wäre wohl das Beste, zuerst Mams zu töten. Sonst würde sie am Ende noch aufwachen. Paps würde ohnehin nichts hören. Ich ging also auf Mams' Seite, umklammerte

das Messer ganz fest, eine Hand hinten auf dem Schaft... so (deine Hände machten es uns vor) und hielt die Spitze dicht über ihr Herz. Hatten wir ja in Bio. Wo sich das Herz befindet, meine ich.“

Wieder lachtest du ein wenig und ich fing an, mich zu fragen, ob du nicht plötzlich den Verstand verloren hattest. Aber genau wie Carl und Fred brachte auch ich kein Wort heraus. Ich hörte einfach nur zu. Wie versteinert. Und hätte mich jemand gefragt, was genau es war, das uns derart lahmgelegt hatte, hätte ich keine Antwort parat gehabt. Vielleicht war es das Unfassbare an dem, was du uns da erzähltest. Vielleicht war es aber auch nur eine Art... Faszination.

„Und dann habe ich zugestoßen.“

Ich konnte nicht glauben, was du da sagtest!

„Die Klinge ist ganz tief in Mams hineingegangen. Ich glaube, hinten kam sie sogar wieder raus. Mams hat nur ein klein wenig gezuckt. Dann hat sie sich nicht mehr bewegt. Paps hat einfach weitergeschnarcht (wieder ein Lächeln). Ich habe mich auf seine Seite rüber geschlichen und musste ihm erst noch die Decke ein Stück runterziehen. Aber er hat nichts gemerkt. Und dann war auch er ruhig. Beide haben ausgesehen, als ob sie immer noch einfach schlafen würden. Aber sie waren tot. Und überall war plötzlich Blut. Immer mehr Blut! Ich bin zurück in die Küche, habe das Messer gewaschen und es wieder in die Schublade geräumt. Dann bin ich zu Bett gegangen, und ich war schon fast eingeschlafen, als mir bewusst wurde, was ich getan hatte. Es war, als ob ich aus einem bösen Traum erwacht wäre. Ich blieb eine Zeitlang einfach liegen und versuchte mir einzureden, dass es wirklich einer gewesen sei. Ein Traum. Aber es war keiner. Mein Gott! Ich habe sie abgestochen wie Schweine!“

Dein Gesichtsausdruck hatte sich schlagartig geändert. Verzweifelt legtest du die Hände auf deinen Mund und deine Augen füllten sich mit Tränen.

„Ihr müsst mir helfen! Bitte! Ich kann sie doch nicht einfach so liegen lassen. Mitten in dem vielen Blut. Bitte, bitte, helft mir! Wir müssen sie begraben. Die Hitze...! Ich weiß nicht mehr, was... Mein Gott, was soll ich bloß tun?“

Fred, Carl und ich waren die ganze Zeit nur schweigend dagesessen und hatten zugehört. Ich hatte beobachten können, wie meine Freunde immer blasser geworden waren, und stellte mir vor, dass ich nicht besser aussehen musste. Jede Silbe, die über deine Lippen gekommen war, hatte mich ein Stück mehr davon überzeugt, dass alles, was du sagtest, die reine Wahrheit war. Warum auch solltest du so etwas erfinden? Aus welchem Grund solltest du uns so etwas Schreckliches erzählen? Wenn nicht aus dem, weil es der Wahrheit entsprach?

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, seit du aufgehört hattest zu sprechen, aber noch immer war keiner von uns in der Lage, auch nur einen Mucks von sich zu geben. Was mich betraf, war meine Kehle wie zugeschnürt.

Meine Blicke flogen zwischen euch und der ekligen Brühe, die einmal ein See gewesen war, hin und her, in der verzweifelten Hoffnung, irgendwo irgendeinen Halt zu finden. Der Boden unter mir geriet ins Wanken.

Dann, endlich – der rettende Strohalm. Fred und Carl. Die beiden sahen erbärmlich aus und hatten es noch nicht einmal geschafft, dich anzusehen. Plötzlich war mir klar, dass ich für sie einspringen, die Sache in die Hand nehmen musste. Und zwar sofort!

Ich beugte mich vor, soweit, dass ich deinen Arm berühren konnte. Ich wollte etwas zu dir sagen, wusste aber nicht was. Du hast nervös an deinen Lippen genagt. Als du meine Hand spürtest, hast du mich angesehen. Eine Träne hatte sich gelöst und lief dir über die Wange. In der feuchten Spur, die sie hinterließ, spiegelten sich Verzweiflung und Angst, Wahrheit, Ehrlichkeit und Vertrauen. Wieder wollte ich etwas sagen, aber aus meiner trockenen Kehle löste sich nur ein hässliches Krächzen. Ich räusperte mich.

„Gehen wir!“ forderte ich meine Freunde auf.

„Wohin?“ hast du gefragt.

„Na, zu dir. Wohin sonst?“

Kaum hatte ich das gesagt, warst du auf den Beinen und hast mich hoffnungsvoll angesehen. Fred und Carl hingen blieben wie gelähmt auf den Planken sitzen und sahen uns entgeistert an. Ich meinte zu erkennen, dass sie wieder soweit klar denken konnten, dass sie verstanden hatten, was ich sagte. Aber sie zeigten wenig Lust, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass das, was du eben erzählt hattest, die Wahrheit war. Aber das war mir egal. Ich war entschlossen, dir zu helfen. Und ich würde es nicht zulassen, dass einer von uns dich im Stich ließ.

„Na kommt schon!“ fuhr ich die beiden an.

„Und was gedenkst du zu tun, Schlaumeier?“ Gut. Wenigstens war Fred wieder bei der Sache.

„Weiß nicht.“

Und das stimmte haargenau. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie wir dich – uns – heil aus dieser Sache raus bringen sollten. Aber ich dachte mir, dass der erste vernünftige Schritt in diese Richtung wohl der war, einfach mal nachzusehen. Weiter entscheiden konnten wir später.

„Uns wird schon was einfallen“, sagte ich.

„Meinst du?“ Das war Carl. Er sprach meine Zweifel aus.

„Also was ist? Gehen wir nun oder gehen wir nicht?!“

Widerwillig standen die beiden auf. Als ich zu dir hinüberschaute und deine Anerkennung suchte, sah ich ein Aufblitzen in deinen Augen, das ich nicht deuten konnte. Vielleicht war es die Angst davor, dorthin zurück zu gehen, vielleicht Zustimmung, dass ich, wenigstens vorübergehend, das Kommando übernahm. Vielleicht war es aber auch einfach nur die Freude darüber, dass wir dir helfen würden. Dass du auf uns zählen konntest.

Einer nach dem andern kletterten wir vom Steg. Irgendwie langsamer, vorsichtiger als sonst. Es war mir klar, dass wir ab sofort alles mit größter Vorsicht tun mussten. Schließlich waren wir gerade drauf und dran, Mitwisser

eines kaltblütigen Mordes zu werden. Nein, versteh' mich nicht falsch, geliebte Marie, nicht dass ich dich damals für kaltblütig gehalten hätte. Aber ich konnte mir nur zu gut vorstellen (ein Gedanke an meine Eltern reichte dafür aus), wie die Leute darüber denken würden. Deine Mams und dein Paps waren in ganz Ville sehr beliebt gewesen. Fast jeder kannte sie von den Sonntagsspaziergängen runter zum See und zum 'Cheval Blanc', wo im Sommer immer die Tische und Stühle draußen standen, wo man sich gern zu einem Schwätzchen im Schatten der Bäume niederließ. Nein, die würden erst gar nicht fragen, warum du das getan hattest. Keiner würde auch nur den leisesten Versuch unternehmen, dich und deine Gefühle zu verstehen. Sie würden dich ganz einfach und im Nullkommanichts zur Mörderin abstempeln. Und verachten.

Aber das würde ich nicht zulassen. Niemand durfte schlecht über dich sprechen oder auch nur denken. Nicht über dich! Nicht über das Mädchen, das ich schon damals über alles geliebt habe. Ich war fest entschlossen, dich zu schützen. Um jeden Preis! Keiner würde dir wehtun dürfen. Keiner!

Wir verließen den Bootsplatz, gingen am Hafen vorbei, wo gerade die Suchboote einliefen, und verschwanden kurz darauf im kleinen Erlenwäldchen, das seinen Platz entlang des Seeufers standhaft verteidigt hatte, obwohl Ville sich immer mehr ausbreitete.

Für uns hatte dieses Stückchen Wald schon immer irgendetwas Zauberhaftes gehabt. Vielleicht wegen der Raben, die dort zu Hunderten, wenn nicht zu Tausenden in den Bäumen hausten und tagaus, tagein ihr eintöniges Lied krächzten. An jenem Nachmittag jedoch, als wir die Hitze und die Mücken hinter uns gelassen hatten und im kühlen Schatten der Bäume im Entenmarsch den Uferweg entlang in Richtung deines Hauses gingen, war alles irgendwie anders. Noch nie zuvor hatte ich an diesem Ort solch eine Totenstille wahrgenommen. Ich blickte hoch, um zu sehen, ob die Raben noch da waren. Sie waren da – aber sie hockten einfach nur auf ihren Ästen und schwiegen. Ich bildete mir ein, dass sie uns auf Schritt und Tritt beobachteten, ja regelrecht ausspionierten. Was mich dazu veranlasste, ihre Blicke argwöhnisch zu erwidern.

Ich drehte mich zu Fred und Carl um, um zu sehen, ob sie es auch bemerkt hatten. Was scheinbar der Fall war, denn auch Fred blickte misstrauisch nach oben, und Carl wandte sich nervös mal nach links, mal nach rechts. Als ob er fürchtete, jemand könnte uns im Schutz der Büsche folgen. Du, Marie, gingst vor mir. Deshalb konnte ich nicht sehen, was in deinem Gesicht vorging. Aber ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wie dir zumute war. Wir schlichen am alten Bootshaus vorbei, das auf halbem Weg lag, und einmal mehr spähte ich vorsichtig um die Ecke, bevor ich den Weg fortsetzte. Du nicht! Du gingst einfach mutig weiter, und ich fragte mich, wie du so sicher sein konntest, dass die Leichen deiner Eltern nicht schon entdeckt worden waren.

„Sag mal, Marie, was ist mit den Gästen? Die werden sich doch wundern.“

„Nein“, hast du geantwortet und dich zu mir umgedreht. „Heute ist doch Dienstag. Dienstags haben wir immer geschlossen. Das weißt du doch.“

Klar wusste ich das, aber ich hatte es in der Aufregung ganz einfach vergessen.

Und dann waren wir da. Das 'Cheval Blanc', dein Zuhause, stand einsam in der Landschaft. Alles war ruhig. Niemand war zu sehen. Ich blickte auf die Uhr. Es war viertel vor drei. An der Tür hing das Schild ‚Ruhetag‘.

Wir gingen ums Haus herum und durch den Garten, wo die grünen Blechtische zugeklappt und fein säuberlich in Reih und Glied standen, die Stühle aufgestapelt an der Hauswand. Nur ein einsamer Tisch mit drei Stühlen war bereit, sich daran niederzulassen, direkt vor der Küchentür, und ich stellte mir vor, wie ihr da gestern, nachdem die letzten Gäste gegangen waren, vielleicht noch gesessen seid. Deine Eltern und du. Dass die beiden jetzt tot sein sollten, war so unfassbar wie die heiße Luft, die über der Tischplatte flimmerte.

Wir näherten uns der Küchentür, und während du in deinem Beutel nach dem Schlüssel kramtest, stand ich ganz nah bei dir. Carl und Fred hielten sich abseits. Ich drehte mich zu ihnen um. Etwas, das wie Panik aussah, war in ihren Gesichtern zu sehen. Aber wahrscheinlich hätte ich das Gleiche von mir gesagt, hätte ich jetzt in einen Spiegel schauen können.

Wir schwiegen. Alles schwieg. Kein Vogel, kein fernes Motorengeräusch eines Autos oder eines Bootes war zu hören. Auch von der kleinen Werft, die nicht weit vom 'Cheval Blanc' entfernt lag und wo um diese Zeit normalerweise gearbeitet wurde, drangen keine Geräusche zu uns herüber. Die Hitze hatte alles in Watte gepackt. Der Schweiß lief in Strömen an meinem Körper hinunter, und wieder blickte ich mich zu meinen Freunden um. Freds Lippen waren jetzt entschlossen aufeinandergepresst – Carl hingegen machte auf mich den Eindruck, er würde gleich anfangen zu heulen oder einfach davonlaufen.

„Wird schon werden“, sagte ich mehr zu mir als zu ihm und fasste ihn am Arm.

Weißt du, Marie, schon immer hatte ich großen Respekt vor dir – aber in jenen Augenblicken wuchs er beinahe ins Unermessliche. Wie brachtest du es nur fertig, in dieser schrecklichen Situation so ruhig zu bleiben? Jegliche Gefühlsregung war aus dir gewichen, und ohne mit der Wimper zu zucken stecktest du den Schlüssel ins Schloss und drehtest ihn um. Mit einem Ruck hast du die Tür aufgestoßen und bist hinein gegangen. Dicht aufgeschlossen folgten wir dir – keiner von uns wollte mehr als zehn Zentimeter vom anderen entfernt sein. Schon gar nicht bei dem, was uns im oberen Stockwerk erwarten würde. Noch immer konnte ich es nicht fassen, dass dort die blutüberströmten Leichen deiner Eltern liegen sollten.

Wir durchquerten die Küche, schlichen durch die Gaststube hinaus auf den Korridor. Vor uns lag die Treppe, die nach oben führte. Noch immer zögerten wir, obwohl du dich bereits auf dem ersten Absatz befandst und dich schweigend zu uns umdrehtest. Ich fasste mir ein Herz und nahm die erste Stufe. Ich glaube, gleich dahinter folgte mir Carl. Fred hatte es vorgezogen, die Nachhut zu bilden.

Ich schnüffelte in die Luft und versuchte etwas anderes wahrzunehmen als abgestandene Küchen-, Haus- und Menschengерüche. Lebendiger Menschen, meine ich. Aber da war nichts. Und schon gar kein Leichengestank, den ich bei dieser Hitze eigentlich erwartet hätte.

Noch drei Stufen, noch zwei, noch eine. Du immer tapfer voran. Obwohl vor meinem inneren Auge ständig schreckliche Bilder auftauchten, wieder verschwanden, um gleich darauf in neuen Variationen wieder zu erscheinen, spürte ich in jenem Moment mehr Mut als je zuvor in meinem Leben.

Was hatte unser Lateinlehrer, Tot, einmal von den Griechen (oder waren's die Römer?) zitiert? ‚Mutig kann nur der sein, der die Angst kennt‘. Und die kannte ich ja ausreichend! Ich musste nur an meinen Zahn denken und an Barak, meinen Zahnarzt.

Eine Hand klammerte sich von hinten an meinem Ärmel. Ich erschrak, aber dann begriff ich, dass es Carl war. Ich hörte, wie er schnaufte. Was begreiflich war. Schließlich schleppte er ja nicht nur (so wie ich) tonnenschwere Angst die Stufen hoch, sondern auch noch seine hundertvierzig Kilo. Er tat mir Leid. Alles tat mir Leid. Das, was war, und das, was noch kommen würde.

Seltsam, dass ich in jenem Moment ausgerechnet an Freds Mutter dachte. Wie ihr vor lauter Heulen die Schminke über die Wangen lief, weil sie ihren Jungen im Gefängnis besuchen musste. Mein Gott! Das Gefängnis! Soviel ich wusste, waren im Gefängnis Frauen und Männer getrennt! Der Gedanke, ich könnte von dir getrennt werden, Marie, brachte mich schier zur Verzweiflung. Mein Hirn begann, auf Hochtouren zu arbeiten. Und in dem Augenblick, als du deine Hand auf die Klinke der Schlafzimmertür legtest und sie langsam herunter drücktest – du warfst uns einen letzten kurzen Blick zu, so als wolltest du sagen ‚Passt auf, jetzt kommt's!‘ –, genau in jenem Augenblick plante ich gerade unsere gemeinsame Flucht.

Das Knarren der Tür, die sich unendlich langsam öffnete, holte mich in die Realität zurück. Ich hatte das Gefühl, als würden meine Knie gleich nachgeben und spürte am eigenen Leib, was gemeint war, wenn jemand sagte, er habe sich vor Angst in die Hosen gemacht. Hinter mir hörte ich ein leises Wimmern. Ich war mir sicher, dass es von Fred gekommen war, und – ich weiß nicht, wie das in jener Situation überhaupt noch möglich gewesen war – hatte für einen kurzen Moment richtiggehend Freude daran, dass sogar er mit seiner Abgebrühtheit und seiner kalten Schnauze mit dem Latein am Ende war.

Von Carl hörte ich gar nichts mehr. Nicht mal mehr sein Schnaufen. Entweder hatte er vor Anspannung die Luft angehalten oder er war ganz einfach ohnmächtig geworden. Aber dann hätte man es ja plumpsen gehört. Nein, so wie es aussah, waren wir alle da und bei Besinnung. Du, Marie Sévère, die ihre Eltern im Schlaf erstochen hatte und gerade dabei war, uns zu deren Leichen zu führen, Carl Lacroix, der in etwas mehr als vier Stunden wieder bei den Weltuntergangsspinnern im Tempel sitzen würde (im besten Fall!), Frédéric Borzyszkowski, dessen Mutter uns Jungs immer ansah, als wären wir schon richtige Männer, und ich, Paul Larguier, der dich über alles liebte. Und der dich retten würde. Um jeden Preis!

Der Autor



Christophe Breitenmoser, geboren 1960, hat den Großteil seines Lebens als Berater, Coach und Trainer bestritten und lebt mit seiner Familie in Biel, einer kleinen Stadt auf der Schwelle zwischen der deutschen und französischen Schweiz.

"Krokodilsommer" ist seine bisher erste Veröffentlichung. Ein weiterer Roman sowie einige Kurz- und Kindergeschichten sind in Arbeit.

Christophe Breitenmoser ist jemand, der von sich behauptet, dass ihn das Leben und einige ganz besondere Menschen um ihn herum mit dem Glück gesegnet haben, immer geliebt gewesen zu sein. Wofür er unendlich dankbar ist.

Dem möchte er Ausdruck verleihen, indem er zehn Prozent aller Reinerlöse dieses Titels an Organisationen weitergibt, die sich dem Zweck verschrieben haben, allen Menschen dieser Welt den Zugang zu einer wertneutralen Bildung zu ermöglichen. Denn er ist überzeugt, dass ideologische Verblendung, religiöser Fanatismus und korruptes Wirtschaftsdanken die Wiegen aller *schlimmen* Lügen sind und so schnell wie möglich (und für immer!) in die Vergangenheit verbannt werden müssen. Damit ein respekt- und liebevolles Zusammenleben *aller* Nationen und Ethnien eines Tages Realität werden kann.

Christophe Breitenmoser

Krokodilsommer

Roman

©2013 *Fux&Rabe*

ISBN 978-3-033-04146-2

Taschenbuch

400 Seiten

CHF 19.90 (+Versandkostenanteil)

EURO 16.60 (+Versandkostenanteil)

Krokodilsommer ist im deutschsprachigen Buchhandel erhältlich oder kann direkt bei Fux&Rabe bestellt werden. Als eBook ist der Roman auf allen gängigen Plattformen zu finden.